

Pan in Bayern

Peter Stadelmayer

Frankfurter Hefte Jg. 17, H.2. Feb. 1962

Rechtzeitig zum siebenzigsten Geburtstag des Dichters Georg Britting lag der letzte Band der Gesamtausgabe seiner Werke vor. Das halbe Dutzend schöner sattgelber, fast ockerfarbener Leinenbände ist voll. Endlich hat man „seinen“ Britting beisammen, Handlich, in schönem Druck, auf kräftigem Papier und - dem Verleger einen besonderen Dank - jedes Gedicht auf einer Seite für sich.

Brittings Lyrik und Prosa gehören seit Jahrzehnten zum festen Bestand der deutschen Literatur. Und alles spricht dafür, daß sie noch recht lange dazu gehören werden. Ich kenne keine Gesamtausgabe eines deutschen Dichters, in der ich so wenig vermissen möchte wie in dieser. Man blättert, liest sich fest, feiert Wiedersehen, kostet von neuem, ist überrascht von der Frische halbvergessener Zeilen, Verse, Strophen. Und die Stücke, die man noch nicht kannte, weil sie vergriffen und verschollen waren, sind beglückende und wichtige Entdeckungen, - wichtig für die Kenntnis des Dichters und für die Kenntnis des deutschen Expressionismus. Britting hat als Expressionist begonnen, er gab mit Josef Achmann die Zeitschrift „Die Sichel“ heraus (1919 - 1921), und er hat seinen höchst eigenen Expressionismus sorgsam, bedächtig und selbstkritisch weiterentwickelt. Da gibt es im ganzen Werk keinen Bruch, man spürt die strengste Selbstzucht und kann die stete Steigerung, Klärung und Läuterung der Ausdrucksmittel verfolgen. Wie Matthias Claudius, und Johann Peter Hebel geht Brit-

ting vom gesprochenen Wort aus, seine Sprache klingt und singt. Aber er ist viel artistischer als jene beiden, wiewohl des Spiel, das er mit der Sprache treibt, immer von hohem Ernst getragen bleibt. Die strenge Regel antiker Metrik, für den ungeschulten Leser seiner Gedichte wohl kaum zu entdecken, weil Brittings Gedicht meist einen bei aller Eigentümlichkeit ungemein selbstverständlich anmutenden Sprechrhythmus hat, fand in ihm einen ihrer Meister. Nietzsche hat das Versemachen ein Tanzen in Ketten genannt; der Dichter-Tänzer Britting versteht es die Versfuß-Ketten zu einem Begleitinstrument für seine Weisen zu machen. Die pralle Bildhaftigkeit seiner Sprache speist sich aus der bayerischen Volkssprache, aber das Mundartliche ist nie provinziell, bedarf nirgendwo der philologischen Erläuterung; er eignet es kraft der sicheren Prägung seiner Wortgebilde im künstlerischen Akt der Hochsprache an. So glücklich gewählt sind noch die gewagtesten Bilder, daß oft erst im Nachhinein der Leser der Gewagtheit gewahr wird: was gemeint ist, hat man auf Anhieb begriffen; wie kunstvoll und originell es ausgesagt wird, genießt man als Dreingabe. (Und wie oft muß der Gedichteser sich heute über die Entschlüsselung gekünsteltester Chiffren zu einem Sinngehalt durchquälen!)

Die Literaturwissenschaft mit ihrer Etikettiersucht hat Britting als einen Naturlyriker abstempeln wollen; aber das ist eine Verlegenheitslösung. Mehr und mehr gilt dieses Etikett nur noch für Versifikanten, die Hain auf Rain reimen. Gewiß, Britting ist wohl in erster Linie ein lyrisches Temperament, und manche seiner Erzählungen sind Balladen in Prosa. Landschaft, nämlich Himmel und Erde und Witterung, die Jahreszeiten und ihre

Früchte, der Strom und sein Getier, Bauerngärten, der Mond, - das alles hat Britting wieder und wieder mit unverwechselbaren Worten beschworen. Aber ähnlich wie für Trakl ist ihm die Natur doch immer Schöpfung, die er beschreibend und umschreibend preist. Anders ausgedrückt: Britting hat seine Welt nicht mit der Botanisiertrommel durchstreift, sonder als ein liebender Genießer, dem sich die Reize für Auge, Ohr, Testsinn und nicht zuletzt für den Gaumen wie von selbst erschließen. Man braucht sich nicht erst auf seine Weinlieder zu berufen, die ihn als einen der großen Chorführer des Lobgesanges für diese Gottesgabe ausweisen, um darzutun, daß er ein kundiger Zecher ist.

Britting wurde am 17. Februar 1891 in Regensburg geboren. Aber schon bald nach dem Weltkrieg, in dem er schwer verwundet wurde, kam er nach München. Er ist wie Hofmiller ein Altbayer, den es nie nach Norden gezogen hat, ja einer, der sich innerhalb der weiss-blauen Grenzpfähle mit seinem Fernweh abfindet. Unter den Gedichten findet man ein paar Impressionen von jenseits der Alpen, und die paar Male, da der Schauplatz der von ihm berichteten Begebenheiten unter einem anderen Himmel als dem bayerischen liegt, konnte Britting sich wohl auf die eigene Phantasie oder die Unterlagen aus zweiter Hand verlassen. Eine gewisse Naivität, die wir auch an Hebels Geschichten aus fremden Landstrichen schätzen, tritt da hervor, eine allerdings ironisch abgesicherte Naivität. Die Ironie ist eine der stets wohlodosiert verwendeten Reize seiner Sprache, und sein Humor ist oft verschmitzt, als verständige der Erzähler sich durch ein Augenzwinkern mit seinem Publikum. Im fünften Band der Gesamtausgabe findet der jüngere Leser eine

Überraschung besonderer Art, die Komödie „Das Storchennest“ aus dem Jahre 1923, die von den Staatstheatern in Dresden und München gespielt wurde. Zusammen mit den sieben kurzen Erzählungen, die 1922 unter dem Titel „Der verlachte Hiob“ erschienen und die jetzt den Reigen der Prosastücke eröffnen, liefert es uns einen wesentlichen neuen Aspekt, rundet es unser Bild von der Entwicklung des Dichters. Gerade von der Komödie scheint uns zu gelten, was der Britting-Freund und Britting-Kenner Curt Hohoff über jene Erzählungen sagt: Sie ist „moderner und surrealistischer als die entsprechenden Produkte unserer Zeitgenossen“ nämlich der Adepten des Neo-Expressionismus.

Noch einen weiteren bemerkenswerten Hinweis verdanken wir Hohoff: „Britting hat nie ein Amt oder eine Stellung innegehabt, er ist einer der wenigen, die wirklich 'freie Schriftsteller' geblieben sind, - dabei gibt es von ihm keine Hörspiele, keine Aufsätze, keine Nachtstudios, keine Kritiken, keine plaudernden Erinnerungsbücher, sondern Gedichte, Erzählungen, einen einzigen Roman. Brittings einziger Aufsatz, Nachwort in einer Mörike-Ausgabe, ist zwei Druckseiten lang.“ Vor einer derart strengen Selbstbeschränkung, die dem Unbegüterten viele materiellen Annehmlichkeiten versagte, wird die heute so gern in vorwurfsvollem Ton geäußerte Frage nach dem Engagement des Schriftstellers zur Phrase. Wieviel schwerer wiegt doch das Werk, das heute vor uns liegt. Soweit ich es überblicken kann, ist es vollständig. Nichts brauchte ausgeschieden zu werden. Die Selbstkritik, die Britting ein Leben lang walten ließ - er berichtet gelegentlich, daß er als junger Dichter mehrere Manuskripte der Isar anvertraut hat -, erübrigte offenbar

ein letztes Sieben. Mag sein, daß Brittings unerbittliche Elle uns um manches aus seiner Feder gebracht hat, und wir bedauern, daß seine Pläne für einige weitere Romane anscheinend nicht die Gestalt angenommen haben, die ihm vorschwebte. Aber wir verstehen, daß er seiner „Geschichte eines dicken Mannes, der Hamlet hieß“, einem der zauberhaftesten, eigenwilligsten und vollkommensten Romane der neueren deutschen Literatur, nur etwas ebenso Vollkommenes zur Seite stellen wollte.